

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Beiträge zu einer Biographie des Seminardirektors Dr. Wilhelm Berger

Lehmann, Franz Xaver

Karlsruhe, 1884

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-308391](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-308391)

1.

Der Verstorbene, *Dr. Wilhelm Berger*, wurde geboren zu Karlsruhe den 13. April 1832 als der Sohn des Buchdruckers Karl Berger und dessen Ehefrau Magdalena, geborne Malsch.

Frühzeitig entwickelten sich seine geistigen Anlagen. Als hervorragender Schüler der Volksschule gewann er die Liebe seiner Lehrer. Sein Katechet veranlasste ihn zum Studium und bereitete ihn auch dazu vor.

Er besuchte das Gymnasium zu Karlsruhe in der Zeit von 1845 bis 1849 bis zur Unterquarta und vollendete dann die Gymnasialstudien zu Freiburg in der Zeit von 1849 bis 1852.

Seine Eltern wurden ihm frühe entrissen und daher war seine Jugendzeit schon voll schwerer Arbeit und erforderte ernstes Ringen.

2.

Im Jahre 1852 bezog er die Universität Freiburg und widmete sich dort zuerst dem Studium der Theologie. Die theologische Fakultät dieser Hochschule galt damals als eine der ersten in Deutschland. Männer von europäischem Rufe wirkten an derselben und der ideal angelegte Jüngling fühlte sich mächtig hingezogen, die Wahrheiten des Christentums aus der Tiefe gründlicher Gelehrsamkeit in seinen Geist aufzunehmen und in seinem Herzen zu bewahren. Er legte da den Grund zu einer Charakterfestigkeit und Ueberzeugungstreue, die ihm im späteren Leben manche inneren und äusseren Schwierigkeiten überwinden halfen.

Wenn die Theologie als Wissenschaft des Göttlichen ihn in hohem Grade befriedigte, so konnte er sich dennoch nicht entschliessen, in den geistlichen Stand einzutreten. Er widmete sich jetzt vorzugsweise historischen und philologischen Studien und fand seinen Beruf in einer vielseitigen Lehrthätigkeit.

Genial angelegt wäre er in den philosophischen Fächern eine Zierde der Hochschule gewesen.

Er begnügte sich aber mit bescheideneren Verhältnissen.

3.

Am 3. Dezember 1855 wurde er, nach rühmlich bestandenen Staatsexamen, unter die Lehramtspraktikanten aufgenommen und war unter acht Kandidaten der beste. Da er damals im eigenen Vaterlande keine ihm entsprechende Stelle erhalten konnte, so wendete er sich weiter und er fand seine erste Verwendung im Auslande. Bei dem Grafen Ségur in Niederösterreich bekleidete er die Stelle eines Erziehers und Hauslehrers.

Nach fünfjähriger erfolgreicher Thätigkeit kehrte er in sein Vaterland zurück. Er promovierte dann 1860 an der Universität Heidelberg und schrieb zu diesem Zwecke die Dissertation *De Q. Curtii Rufi Aetate*, Carlsruhe, 8^o, 1860.

4.

Im darauffolgenden Frühjahr, den 2. April 1861, wurde er dann als Bibliothekar an der Universität Freiburg mit Staatsdienereigenschaft angestellt und unter seiner Hand die Bibliotheksordnung ganz umgestaltet. Dabei war er noch an der Weiterführung der eigenen wissenschaftlichen Bildung thätig, namentlich im Gebiete der Geschichte und hierin speziell in der Geschichte der Reformation.

5.

Im Jahre 1869, den 12. Oktober, begann er seine Lehrthätigkeit am Progymnasium in Donaueschingen. Hier scheint er in angenehmen Freundeskreisen gelebt zu haben und war besonders befreundet dem damaligen Vorstande der fürstlichen Hofbibliothek Dr. Barack. Dieser, jetzt Oberbibliothekar an der Universität Strassburg, spricht sich hierüber ähnlich aus: *)

*) Ich lernte Berger kennen, als er Universitätsbibliothekar in Freiburg und ich Hofbibliothekar in Donaueschingen war. Seine Correspondenz mit mir begann am 9. Dezember 1865 und erstreckte sich auf geschäftliche, literarische und Privatangelegenheiten. Daraus ist bemerkenswert, dass er in

Hier brachten die Freiburger Studien ihre Erstlingsfrucht: *Johannes Hus und König Sigmund*, von Dr. *Wilhelm Berger*, Augsburg, Verlag von F. Butsch Sohn, 1871, eine gründliche Arbeit, bei der es seine Absicht war, über das Verhältnis König Sigmunds zu Johannes Hus, soweit es bei redlichem Willen an der Hand der Quellen möglich war, Licht zu verbreiten. Er bemerkt dabei weiter: „Der Pflicht unbefangener Prüfung und unparteiischer Darstellung glaubte ich nicht besser entsprechen zu können, als indem ich versuchte, so weit dieses einem modernen Menschen möglich ist, mich in die Denk- und Anschauungsweise jener Zeit hineinzuleben und deren Menschen und Verhältnisse nur mit ihrem eigenen Massstabe zu messen. Dieses war vor allem nothwendig gegenüber dem nicht nur den Ideen des neunzehnten Jahrhunderts, sondern jeder höheren Auffassung von der Würde und sittlichen Freiheit des Menschen so schroff entgegenstehenden Ketzerprozesse. Denn wie sehr wir denselben als eine traurige Verirrung der mittelalterlichen Gesellschaft beklagen, als eine tiefe Herabwürdigung des Menschentums verabscheuen mögen: wir werden gleichwohl an der Thatsache nichts ändern können, dass durch das ganze Mittelalter und eine gute Strecke in die neue Zeit herein man geglaubt hat, das Christentum als einzige Grundlage der Gesellschaft durch die äussersten Strafmittel schützen zu müssen.“

6.

Am 16. Dezember 1871 wurde er auf Ansuchen behufs Uebernahme der Direktion des Lehrerseminars zu Strassburg aus dem badischen Staatsdienste entlassen und wirkte als Direktor der Anstalt bis 7. April 1873. Der Seminardienst war ihm neu, und die Veranlassung, sich demselben zu widmen, kam nicht aus ihm selbst. So war es natürlich,

Freiburg neben seinen dreissig Amtsstunden als Bibliothekar noch fünfundzwanzig Privatstunden in der Woche gab.

Berger redigierte die bei Herder in Freiburg erscheinende „Sonntagsfreude“, bis Herder das Blatt im Jahre 1866 abtrat.

Zum Professor am Gymnasium in Donaueschingen ernannt, verkehrten wir fast täglich mit einander, bis ich im Juli 1871 nach Strassburg übersiedelte.

Im Kriege 1870 zeigte sich Berger als warmer Patriot. Mir war er ein lieber Freund, den ich in Donaueschingen öfters als gewandten Redner bewundert habe. Er war überhaupt ein höchst talentvoller, gewandter Mann. Ich sah ihn zum letzten Male sur Zeit der Philologenversammlung in Karlsruhe.

dass er dem neuen Berufe zunächst von aussen her nahe trat. Nicht aus einer geschlossenen pädagogischen Ueberzeugung begann er sein Amt zu führen; er lebte sich zuerst in die gegebene Form ein, die er bald mit seinem Geiste zu beleben und in der That sich ganz anzueignen wusste. Das wäre bei einem Manne von weniger feinem Sinne und geringerem Fernblicke bedenklich gewesen; für ihn war es die einzige praktische Möglichkeit, aber auch die beste Art, dem neuen Amte bald seine ganze geistige Kraft und persönliche Begabung nutzbar zu machen.

7.

Er blieb nicht gerne beim Abstrakten stehen, lange Deduktionen von theoretischen Sätzen zur praktischen Maxime schienen ihm meist ein Umweg.

Ein Griff in's praktische Leben, ein herzhaftes Auffassen der Aufgabe mit sorgsamer Betrachtung der Ergebnisse und scharfer Berechnung der Möglichkeiten, sagte ihm immer mehr zu. Es ist wahr, dass seiner pädagogischen Ausbildung nach der philosophischen Seite aus den angeführten Gründen immer etwas fehlte. Er fühlte das selbst und hat es manchmal gestanden; aber das praktische Leben riss den regsamen Mann immer wieder auf seine Seite und auf dieser war er ein ganzer Mann ohne alle Einschränkung. Von dem Beispiel norddeutscher Berufsgenossen im Elsass hat er viele Förderung erfahren, vielleicht von ihnen auch die Ueberschätzung der Katechese gelernt, welche an seinem Unterrichte auffiel.

8.

Vom 8. April 1873 bis 12. April 1875 leitete er als Direktor das Lehrerseminar in Colmar.

Das Einleben in die Seminar- und Schulverhältnisse in der neuen Reichsprovinz brachte ihn auch dem eigentümlichen Volksleben näher. In Strassburg und hier beobachtete er und die Ergebnisse waren Geschichtsbilder, welche in volkstümliche Sprache eingekleidet und gesammelt sind in: *Aus dem Elsass, Alte Geschichten für das Volk erzählt von einem elsässischen Schulmeister*, Karlsruhe, Druck und Verlag von Malsch & Vogel, 1875. Dieses ist die einzige für sich bestehende Schrift, in welcher er mit dem Volke in Verbindung getreten ist. Die Sprache erinnert einigermassen an Hebel. So führt er das Büchlein in

folgender Weise ein: „Wenn du, freundlicher Leser, ein Bild anschaust, etwa von der Schlacht an der Moskwa oder von der grossen Völkerschlacht bei Leipzig, wo dein Grossvater mitgefochten hat, und du siehst die Jäger oder Dragoner, bei denen er gedient hat, dann freut es dich, und du denkst: so hat der alte Mann ausgesehen, wie er noch ein junger Mann gewesen ist und die Grossmutter heimgeführt hat. Und du kaufst vielleicht das Bild gerade darum, weil die Jäger darauf sind oder die Dragoner“. Zur besseren Kenntniss dieses Umganges mit dem Volke sei noch eine Stelle aus dem achten Bilde angeführt. Es heisst da: „Um den grossen Kaiser Karl ist heute noch, mehr als tausend Jahre nach seinem Ableben, ein grosser Streit. Die Deutschen und die Franzosen streiten sich um ihn, weil beide Nationen sagen möchten: das ist einer von unseren grossen Männern. Zum Glücke werden in dem Streite keine Schwerter gewetzt, sondern nur die Zungen oder die Federn. Am Ende läge so viel gar nicht daran; denn eine Erbschaft ist nimmer zu machen und die Deutschen wie die Franzosen haben ohnedem grosse Männer genug, so dass es auf einen mehr oder weniger nicht ankäme.

Wenn du in der Eisenbahn fährst, elsässischer Leser, und es steigt ein Herr ein mit schwarzen Haaren und schwarzem Schnurrbart und sagt beim Einsteigen: „bon jour Monsieur“, dann denkst du: das ist ein Franzos, und ziehst die Füsse zurück und lässt ihn durch und bist vielleicht höflicher gegen ihn, als gegen einen deutschen Landsmann. Da zieht er eine Cigarre heraus und sucht im Giletfächer und im Hosensack und findet nicht, was er sucht, und murmelt etwas wie „nom de Dieu“ und du meinst, du könntest ihm nicht schnell genug helfen, und besinnst dich vielleicht, wie du ihm dein Feuerzeug auf Französisch recht fein anbieten willst. Er wartet aber nicht lange, sondern spricht: „Geben mer äü än Ribser!“ Da denkst du: Ei, das ist ja ein Ditscher, und es reut dich dein Kopfbrechen wegen der Anrede.

So ist es ungefähr mit dem grossen Karl oder, wie die Franzosen sagen, mit dem Charlemagne. Wir fragen: wie hat er gesprochen? Und da gibt es keine andere Antwort als: er hat deutsch gesprochen, Deutsch ist seine Muttersprache gewesen.“

9.

Am 13. April 1875 wurde Berger zum Direktor des neuerrichteten Lehrerseminars in Karlsruhe ernannt.

Diese Anstalt wurde am 28. November 1875 feierlich eröffnet. In der Antrittsrede (Karlsruhe bei Malsch & Vogel, 1875) bei der Eröffnungsfeier, der Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Friedrich anzuwohnen geruhten, begrüßte Berger die zahlreiche Versammlung, sprach seine Hoffnungen und Wünsche für die junge Anstalt und schliesslich den Dank gegen alle diejenigen aus, welche zu ihrem Zustandekommen mitwirkten.

10.

Bei dieser Gelegenheit sprach er sich auch offen für das Internat aus:

„Eine besondere Eigentümlichkeit der Lehrerseminare ist das Internat. Man ist in neuerer Zeit mit einer gewissen Leidenschaft gegen diese Einrichtung Sturm gelaufen; man hat neben anderen vielleicht örtlich gerechtfertigten Ausstellungen insbesondere behauptet, der junge Mann könne unter dem Zuchtmeister des Internates nicht dazu gelangen, seinen Charakter zu männlicher Festigkeit auszubilden, er müsse vielmehr durch freie und ungehemmte Bewegung das Leben kennen lernen, im Internate könne man aus dem Menschen alles machen. Aber eben darum, weil man im Internate alles aus dem Menschen machen kann, soll man denn nicht auch Gutes aus ihm machen können? Und selbst den Zuchtmeister wollen wir uns gefallen lassen, wenn er nur ist ein Meister der Zucht für's Leben, der seine Aufgabe darin sucht, dass er die Jugend ziehe zur echten sittlichen Freiheit und zu wahrer Manneswürde.

Die Lebenserfahrungen, welche ein junger Mensch des hier in Betracht kommenden Alters zu sammeln im Stande ist, möchten eben nicht hoch anzuschlagen sein und würden von ihm jedenfalls viel zu theuer bezahlt werden. Denn die sittliche Kraft des siebenzehnjährigen Jünglings ist selten so weit erstarkt, dass er ohne grosse Gefahr den Führer und Berater missen könnte. Das Internat gibt ihm durch das tägliche und stündliche Zusammenleben mit Gleichstrebenden reichliche Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln und Menschenkenntnis zu erwerben und dies unter Leitung von Männern, die ihm ratend und warnend, mahnend und helfend zur Seite stehen und ihm dadurch zur besten Grundlage der Menschenkenntnis verhelfen, nämlich zur Selbstkenntnis. Sich selbst überlassen, würde er ohne Schutz und Halt manchen sittlichen Gefahren ausgesetzt sein, und, was er für Lebensweisheit hielte, möchte in vielen Fällen sich als arge Selbsttäuschung

zeigen, und die nie ausbleibende Enttäuschung würde verdunkelnd und verbitternd auf ein gutes Stück seines Lebensweges einwirken. Ich darf absehen von den Rücksichten äusserer, materieller Nützlichkeit, welche das Internat empfehlen. Es möge nur gestattet sein, einen Punkt hervorzuheben, um dessentwillen ich gerade für die Ausbildung der Volksschullehrer das Internat nicht missen möchte.

Der junge Mann soll an die Ausübung des Lehramtes herantreten, ausgerüstet mit einer nicht unbeträchtlichen Summe von Kenntnissen und mit wenigstens einiger Fertigkeit im Unterrichten. Was aber bringt er mit bei seinem Eintritt in das Seminar? Auch bei guter Vorbereitung immerhin wenig. Mancher von den jungen Leuten kommt vielleicht zum ersten Male in die grössere Stadt; eine Dorfkirche ist vielleicht das grösste Gebäude, das er bisher gesehen; sein Blick hat niemals über den bescheidenen Kreis des Elternhauses hinaus sich erstreckt. Mit kaum einem anderen Menschen ist er umgegangen als mit denen der eigenen Heimat. Und in diesem Umgange hat er sich mit aller Formlosigkeit bewegt.

Nach kurzer Frist soll er eintreten in die Reihe der öffentlichen Diener. Wie soll es nun geschehen, dass der junge Mann auch nur das Gröbste ablegt, auch nur, so zu sagen, den allernötigsten, gesellschaftlichen Schliff erhält? Wo würde er sein, wenn er nicht im Internat wäre? Würde er in einer gebildeten Familie leben und deren veredelndem Einflusse zugänglich sein? Gewiss nur in den allerseltensten Fällen. Weitaus öfters würde er in den Kreisen leben müssen, aus denen er hervorgegangen ist, und würde mit der Zeit auch nur in solchen Kreisen sich wohl fühlen. Er soll freilich dem einfachen Elternhause nicht entfremdet werden. Er soll nie vergessen, was er ihm verdankt. Aber dieses ist nicht ausgeschlossen dadurch, dass er höhere, geistige Bedürfnisse, veredelte Lebensformen kennen lernt, sie lieb gewinnt und sich aneignet. Und dazu kann ihm nur das Internat verhelfen, wenn es ist, was es sein soll, eine grosse Familie, in der die Pflege nicht nur des Nützlichen und Guten, sondern auch alles Edlen und Schönen eine Stätte hat.

Aber auch für die wissenschaftliche und praktische Ausbildung des künftigen Lehrers ist das Internat die beste Einrichtung. Er muss, mit Rücksicht auf die Forderung seines Lebensberufes, vor allem an Ordnung und Pünktlichkeit und gewissenhafte Anwendung jedes Augenblickes gewöhnt werden; er muss Vieles, sehr Vieles lernen in der kurzen

Zeit von drei Jahren. Da kommt ihm die feste Ordnung des Hauses zu Hülfe. Sie bedingt wohl eine erhebliche Beschränkung seiner persönlichen Freiheit, aber sie ist zugleich auch eine Hut gegen Verirrungen und gegen schädlichen Missbrauch der Freiheit und sichert ihm eine ergiebige und lohnende Ausnutzung seiner Studienzzeit.“

11.

In den ersten Jahren seiner Thätigkeit hier musste er alle Zeit der übernommenen Anstalt zuwenden, bis sie ganz organisiert war. Dann aber erweiterte er seinen Arbeitskreis. Zweimal richtete er einen ausserordentlichen Kurs für Lehrerinnen ein, übernahm einzelne Unterrichtsfächer an dem Prinzessin-Wilhelmstift. Auch die verschiedenen Prüfungen nahmen viele Zeit in Anspruch.

Der Seminareinrichtung suchte er seinen Geist aufzuprägen. Bedeutende Männer tragen eine grosse Verantwortung auf sich, weil ihr Wirken so leicht Muster für viele andere wird. Das wurde Bergers Wirksamkeit. Die hervorragenden Zeichen seines Wesens, eine grosse Pünktlichkeit im Kleinen, scharfe Betonung alles Formellen auch im Geiste strenger Selbstzucht, Frische und Rührigkeit in allem Praktischen, Geradsinn und Heiterkeit in der ganzen Lebensführung waren bald auch der Charakterzug seines Seminars.

12.

Im Jahre 1877 erschienen bei Lang in Tauberbischofsheim die *Erläuterungen zum Lesebuch für Volksschulen* und die zwei ersten Bände unter Bergers Namen. In diesen legte er Ansichten über die Muttersprache und deren Pflege und über Behandlung der Lesestücke nieder. Darnach ist der Sprachunterricht der wichtigste Unterrichtsgegenstand, „denn er gewährt für sich allein ebenso viele und ebenso wirksame Gelegenheit, das Denken zu üben, das Wissen zu bereichern, das Gemüt zu bilden, auf den Willen stärkend und veredelnd einzuwirken, als die übrigen Lehrgegenstände der Volksschule zusammen genommen.“ Durch die bevorzugte Stellung, welche für den Sprachunterricht in der Volksschule beansprucht wird, sollen aber die übrigen Unterrichtsgegenstände in keiner Weise benachteiligt werden. „Im Gegentheil, durch die innige Beziehung, welche derselbe zwischen ihnen herstellt, werden sie erweitert, vertieft und vor schädlicher Einseitigkeit bewahrt“.

13.

Der Mittelpunkt des Sprachunterrichts in der Volksschule ist das Lesebuch und der Lehrer muss sich mit liebevoller, ausdauernder Hingebung in das Buch hinein arbeiten und durch die ganze Art der Behandlung beim Schüler die Erkenntnis wecken, welch' hohen, dauernden Wert das Buch für die geistige Bildung hat.

Zur Förderung der Sprache muss unverbrüchliches Gesetz sein: In der Schule wird vom ersten Tage an Alles, was amtlich zu sprechen ist, mit grosser Sorgfalt in schriftgemäsem Ausdrucke gesprochen. Je sorgsamer und pünktlicher der sprachliche Ausdruck in der Volksschule gepflegt wird, desto leichter, gründlicher und nachhaltiger wird auch das ganze Unterrichtsziel erreicht werden.

Gleich beim Eintritt in die Volksschule sind die Kinder dem sprachbildenden Einflusse des Lehrers in viel höherem Grade zugänglich als in den späteren Schuljahren. So nahmen die Kinder in der Seminar- schule zu Colmar — Elsässer, Badener, Württemberger, Sachsen, Preussen — alle in verhältnismässig kurzer Zeit die anmutige Sprechweise des allerdings ganz besonders tüchtigen und praktischen Uebungslehrers, eines Thüringers, an. Bei der Einführung der Schriftsprache in der Volksschule ist es erste Forderung, dass der Lehrer in seiner amtlichen Thätigkeit sich strengstens vor dem Gebrauche der Mundart, vor nachlässigem, unreinem Sprechen hüte, und sich der pünktlichsten Anwendung des schriftgemässen Ausdruckes befeissige.

14.

Dann ist es erforderlich, dass die ersten sechs bis acht Wochen nur auf Herstellung einer guten Zucht und zu lautreinem Sprechen verwendet werden. Wie viel Stoff in dieser Zeit bewältigt wird, das kommt nicht in Betracht. Dabei braucht der Lehrer nicht lauter zu sprechen, als nötig ist, er muss aber dafür um so schärfer artikulieren und accentuieren. Dagegen müssen die Kinder laut und langsam sprechen, ohne zu schreiben, und richtig betonen.

15.

Ein Lieblingsthema bei den pädagogischen Besprechungen und Unterhaltungen mit Berger war: die formale Bildung. Die Grenze des Gegenstandes zeigte sich aber je nach den Verhältnissen nicht riguros, sondern eher etwas veränderlich. Dafür spricht folgende Stelle:

„Es geht durch das Schulleben unseres engeren Vaterlandes ein ausgeprägt realistischer Zug, an sich gegenüber dem einseitigen Formalismus der früheren Zeit unbestreitbar ein Fortschritt. Aber man sollte doch stets sein Augenmerk darauf richten, dass das Bessere nicht der Zerstörer des Guten werde. Artet der Realismus in Einseitigkeit aus, so ist er ein viel gefährlicherer Feind einer gesunden Volksbildung als der einseitigste Formalismus. Denn der Formalismus ist immer mit geistiger Zucht verbunden, während mit dem Realismus eine intellektuelle und sittliche Verwilderung leider nur zu leicht verträglich ist. Blicke einzig die Wahl in der Volksschule, nur ein tüchtiges Können, oder aber nur ein ausgebreitetes Wissen zu erreichen, so würden wir uns unbedenklich für das Können entscheiden. Denn ein ausgebreitetes Wissen ist immer auch ein tüchtiges, nachhaltiges; es kann bei einer vielleicht recht bestechenden Aussenseite ein oberflächliches, äusserlich angelerntes sein, welches nicht über die nächsten Jahre nach der Schulentlassung hinaus vorhält, wogegen eine in der Volksschule erworbene, tüchtige formale Bildung bis in die reiferen Jahre Anregung und Förderung gewährt und dem überhaupt dafür Begabten und Eifrigen die Möglichkeit bietet, den Kreis seiner Kenntnisse, wie beschränkt derselbe bei der Schulentlassung auch sein mag, durch eigene Thätigkeit zu erweitern.

Zum Glück jedoch steht die Sache nicht so gefährlich; wir sind keineswegs vor die Wahl gestellt, ob nur formale oder nur materielle Bildung anzustreben sei. Denn der Stoffkreis, welcher vernünftiger Weise der Volksschule angesonnen werden kann — und ich bemerke, dass unser allgemeiner Lehrplan noch erheblich unter dem höchsten Mass der Anforderungen sich hält — lässt sich ganz wohl bewältigen, auch wenn den höchsten Anforderungen in formaler Hinsicht genügt wird. Besteht ja doch für eine gesunde, auf eine solide Methode gegründete Volksschulpraxis *gar kein Gegensatz zwischen formaler und materialer Bildung*. So sind beide Richtungen in ständiger Wechselwirkung und müssen es sein, wenn nicht entweder die Aneignung oder das selbständige Durchdringen des Lehrstoffes dem Schüler verkümmert werden soll.“

Der erste Teil dieser Ansicht über die formale Bildung ist stark scharfkantig, mit dem letzteren kann man sich einverstanden erklären.

16.

Auch der Ansicht über das Vorlesen und Vorerzählen der Lese-

stücke vonseiten des Lehrers kann man zustimmen: „Das ist unzweifelhaft, dass das formale Hauptziel des Leseunterrichts in der Volksschule, die Fertigkeit im Erfassen des Sinnes und Inhaltes (vom Lehrer vor-) gelesener Texte nicht nur nicht gefördert, sondern geradezu beeinträchtigt wird. Darum sollte das Vorerzählen der Lesestücke als überflüssig, unmethodisch und schädlich ganz und gar unterbleiben.“

17.

Im Jahre 1879 erschien die erste und einzige Lieferung seiner *Beiträge zum Muttersprachunterricht in der Elementarschule*, nachdem eine *Deutsche Schreib- und Lese-Fibel mit vielen Bildern* bereits vorausgegangen war (Tauberbischofsheim, bei Lang). In den ersteren sind einige Ansichten nieder gelegt, welche in der Volksschule wohl zu beachten sind. Dazu ist zuerst zu zählen die Herstellung einer guten Schulzucht. „Niemand bezweifelt es, dass eine der wesentlichsten Voraussetzungen für einen gedeihlichen Erfolg des Unterrichtes eine gute Schulzucht ist. Gleichwohl übersehen wir nur allzuleicht einen wichtigen Umstand, dass nämlich die Schulzucht für den Schüler ein Gegenstand des Lernens und für den Lehrer ein Lehrgegenstand ist, und zwar ein solcher, welcher von keinem einzigen der Lehrgegenstände, welche durch die Lehrpläne vorgeschrieben zu werden pflegen, an Wichtigkeit und an Schwierigkeit übertroffen wird.

Wir verstehen aber unter Schulzucht nicht die Erziehung des Schülers für das Leben, — sondern wir meinen zunächst die Erziehung der Kinder für die Schule, eine Erziehung, deren Ergebnis sein muss, dass der Schüler sich nach und nach diejenige äussere und innere Haltung zu eigen mache, welche ihn befähigt, aus der Arbeit des Lehrers den entsprechenden Gewinn für die Gegenwart und die Zukunft zu ziehen, oder welche nach des Comenius Worten den Schüler zum wahrhaften Schüler macht.

Wir betrachten die Schulzucht als einen Lehrgegenstand und meinen darum, dass sie nicht als etwas von selbst Kommendes nur so gelegentlich nebenher berücksichtigt, sondern dass sie vielmehr mit der gleichen Sorgfalt wie alle anderen Lehrgegenstände begründet und fortwährend mit besonderer Aufmerksamkeit gepflegt werden müsse. Im Anfang des ersten Schuljahres wird für einige Wochen selbst der Unterricht etwas in den Hintergrund treten müssen, bis die Kinder die Zucht einigermaßen gelernt haben und auch dann noch wird der Lehrer ge-

raume Zeit der schweren Doppelaufgabe nicht enthoben sein, neben dem Unterricht der schulgerechten Haltung der Kinder seine vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden.“

18.

Ebenda spricht er auch, nachdem er eine geschichtliche Einleitung in den ersten Leseunterricht gegeben hat, eine eigene Ansicht über das *Leseschreiben* aus:

„Bei aller Verschiedenheit der Meinungen dürfte hinsichtlich eines Punktes ziemlich allgemeine Uebereinstimmung herrschen, darüber nämlich, dass Lesen und Schreiben in thunlichst enger Verbindung gelernt werden müssen. Und damit ist wohl der wichtigste Grundsatz ausgesprochen, welcher schwerlich durch irgend welche rationelle Entwicklung der Methode jemals wird umgestossen werden. Die Gründe, welche dafür sprechen, sind alle so naheliegend und so unmittelbar einleuchtend, die thatsächlichen Erfolge so durchschlagend und so allgemein bekannt, dass es für unsere Leser einer weiteren Erörterung sicher nicht bedarf.

Derjenige, der schreiben soll, bedarf dreier Dinge: a. der Kenntnis von der Form des Lautzeichens, b. der Kenntnis von dem Lautwerte und c. der entsprechenden Handfertigkeit, um das Lautzeichen bleibend für das Auge darzustellen. Besitzt er die Kenntnis der beiden ersten, der Form und des Wortes, so kann er lesen — wohl noch sehr unvollkommen, mehr lautierend, aber er ist im Besitze der wesentlichsten Erfordernisse für das Lesen. Der Satz, dass man durch das Schreiben das Lesen lerne, ist darum nur dann richtig, wenn man unter Lesen das Lesen der Druckschrift versteht; versteht man aber darunter die eigentliche Lesethätigkeit, das Umsetzen der verbundenen Lautzeichen in ihren Lautwert und das dadurch bewirkte Aussprechen der durch die Schriftzeichen dargestellten Wörter, dann ist der Satz unrichtig, und das Lesen geht thatsächlich voran, mag man die angewendete Methode, das Schreiben, noch so sehr zur Hauptsache machen wollen. Wir sind darum überzeugt, dass das Schreiben dem Schüler wesentlich erleichtert wird, wenn es sich auf die bereits erworbene Fertigkeit im Lesen der Schreibschrift gründet.

Dass durch das Schreiben die Lesefertigkeit erheblich gefördert wird, soll nicht bestritten werden, aber ebenso unbestreitbar wird es sein, dass das Leseschreiben, ausgehend von der Schreibschrift, der für die Schüler naturgemässere Gang ist und eine Reihe von Schwierig-

keiten vermeidet, welche dem Schreiblesen bei allen Vorzügen unvermeidlich anhängen. Das Leseschreiben hat dafür andere Gebrechen; aber dieselben möchten doch wohl leichter überwunden werden.

Wir wollen darum den Schüler erst einige Wochen die Schreibschrift lesen lassen, bevor er das Schreiben beginnt, und er soll sich die Buchstaben ganz auf dieselbe Weise zu eigen machen, wie er bisher alle Vorstellungen gewonnen hat, nämlich durch öfter wiederholte Anschauung.“

19.

Im Jahre 1881 erschienen seine *Erzählungen aus der Weltgeschichte, ein Lehr- und Lesebuch, für die Schule bearbeitet*, Tauberbischofsheim, Verlag von J. Lang.

Es enthält eine Reihe von Erzählungen aus der allgemeinen, aus der deutschen und badischen Geschichte.

20.

Berger hat ein Manuskript über Lehrerbildung hinterlassen, das sehr interessante Ansichten enthält. Es mag aus dem Jahre 1877 oder 1878 stammen.

Ueber die Beziehung der Familie zur Schule sagt er darin:

„Mit der Grösse der Aufgabe ist die Schwierigkeit der Lösung für die Volksschule gewachsen, indem die früher zur Volkserziehung mitwirkenden Mächte theils an Bedeutung eingebüsst, theils ihren Kräften eine Richtung gegeben haben, welche die Erreichung der modernen Erziehungsziele eher zu hemmen als zu fördern geeignet ist.

Die Familie hat unter dem Einflusse der wirtschaftlichen Entwicklung vielfach ihre Geschlossenheit, ihr pietätvolles Band, ihren einfachen patriarchalischen Charakter verloren. Während sie früher im Leben des Handwerkers ihre erziehlche Einwirkung auch auf die Erwachsenen erstreckte, zersplittert sie sich heute in dem Masse, wie die Notwendigkeit des auswärtigen Erwerbes sich mehrt; der sittliche Gedanke verblasst und die heranwachsende Generation wuchert in unreifer Selbständigkeit einer gefahrdrohenden Zuchtlosigkeit entgegen. Während vordem die Schule für ihre erziehende Thätigkeit eine nachhaltige Hilfe bei der Familie fand, muss sie gegenwärtig nur zu oft gegen Uebelstände ankämpfen, welche in dem zerfallenden Familienleben ihre Wurzel haben.

Haben sich gegen früher die erziehenden Faktoren vermindert, so haben sich die sittlichen Gefahren nicht nur nicht vermindert, sondern vermehrt zum mindesten wie sie sich zu vermehren pflegen für denjenigen, der aus den schützenden Mauern des Elternhauses in eine Welt hinaustritt, in welcher er für die Erringung und Behauptung einer Stellung lediglich auf die eigene Kraft angewiesen ist.

Ueberhaupt ist unserer Zeit eine eigentümliche Werthschätzung der Intelligenz gegenüber den sittlichen Kräften eigen. Man hält allgemein ein ausgebreitetes Wissen, eine allseitige, schlagfertige Verstandesthätigkeit für den Hauptfaktor der Lebensgestaltung.

Um das Mangelnde zu ersetzen und bessere Ziele zu erreichen, muss alles Dienliche und Verfügbare beigezogen und in richtige Wirksamkeit gesetzt werden. So könnte die Schulaufsicht in anderer Weise und fruchtbringender geführt und die Lehrerbildung noch intensiver und umfassender werden. Soll der Volksschullehrer zu einer fruchtbaren Ausübung seines Berufes befähigt werden, so bedarf er, so gut wie der Jurist, der Mediziner, der Forstmann, der Ingenieur, der Maschinentechniker, einer besonderen, eigens für seinen Beruf angelegten Ausbildung.

Er wird daneben, um seiner Stellung in der Gesellschaft zu genügen, noch ein gewisses Mass von allgemeiner Bildung bedürfen, und ich nehme keinen Anstand zu sagen: dasselbe kann nicht leicht zu gross gedacht werden. Aber für die gedeihliche Ausübung seines Berufes ist die Fachbildung die Hauptsache. Diese Fachbildung wird wohl in folgendem bestehen müssen:

21.

1. Der Lehrer muss eine vollständige Herrschaft über die Lehrgegenstände der Volksschule wenigstens in dem Umfange besitzen, wie er für die Volksschule und die Fortbildungsschule vorgeschrieben ist.

Diese vollständige Herrschaft setzt voraus, dass seine Studien intensiv und extensiv über die Aufgabe der Volksschule hinausgegangen seien.

2. Er muss dazu geschult sein, die Unterrichtsarbeit nicht nur als die Vermittlung eines gewissen Masses von Wissen, sondern zugleich als eine Veranlassung zur Pflanzung geistiger Zucht, zum Erstreben eines möglichst hohen Masses von formaler Bildung zu betrachten.

Darum ist es wesentlich, dass er zur Erfüllung der höchsten Ansprüche in formaler Hinsicht befähigt sei.

3. Er bedarf einer tüchtigen, theoretischen Bildung in der Erziehungs- und Unterrichtslehre und
4. einer möglichst tief gehenden, methodischen Durchbildung und einer damit stets in engster Verbindung gehaltenen, praktischen Schulung zur Erteilung des Unterrichtes in den Lehrgegenständen der Volksschule.
5. Bedarf er einer speziellen Erziehung zu denjenigen persönlichen Eigenschaften, ohne welche eine erziehliche Einwirkung auf die Schuljugend, insbesondere die Handhabung einer guten Schulzucht, unmöglich ist.

22.

Nach seinem Austritt aus dem Seminar ist der Volksschulkandidat für seine Weiterbildung wesentlich auf sich selbst angewiesen. Der Hauptlehrer hat zwar seine Dienstführung zu beaufsichtigen, ob er aber auf seine Weiterbildung einen fördernden Einfluss üben kann, hängt von sehr vielen Zufälligkeiten ab. Thatsächlich möchte es zu den Ausnahmen gehören.

Der Kreisschulrat kommt alle zwei Jahre ein- bis zweimal bei Visitationen, vielleicht auch zweimal bei Konferenzen mit den Volksschulkandidaten in persönliche Berührung. Dass er bei seiner sonstigen Geschäftslast sich nicht auch noch besonders mit der methodischen Ausbildung der Volksschulkandidaten befassen kann, ist begreiflich. Er hat allerdings einige Gelegenheit dazu durch die vorgeschriebenen Semestralarbeiten. Allein der Wert derselben ist an sich gering und wird noch erheblich verringert dadurch, dass die Censur und Korrektur nicht in persönlichem Verkehr mit dem Verfasser, sondern auf schriftlichem Wege erfolgt.

23.

Soll es mit unserer Volkserziehung besser, d. h. sollen die Früchte der Schulreform zur Wahrheit werden, so gibt es nur ein einziges Mittel, eine entsprechende Gestaltung der Lehrerbildung. Ohne diese werden alle Verbesserungen der Gesetzgebung, aller pekuniäre Aufwand alle Bemühung der Oberschulbehörde ohne Frucht bleiben. Nur in einer

vollkommenen Lehrerbildung kann das Mittel gefunden werden, die Feinde zum Verstummen zu bringen. Dazu ist folgendes erforderlich:

- I. Die Lehrerseminare sind Berufsschulen, welchen es obliegt, dem künftigen Lehrer die erforderliche allgemeine Bildung, die nötige theoretisch-methodische Bildung zu gewähren und die praktische Ausübung des Lehramtes so weit einzuführen, dass er imstande ist, eine Schulklasse selbständig zu leiten und seine methodisch-praktische Befähigung zu vervollkommenen.
Die allgemeine Bildung muss dem Seminar zugewiesen werden, weil sie das Mittel ist, dem künftigen Lehrer das erforderliche Mass von formaler Bildung zu vermitteln, und beim Lehrer kommt es ebenso sehr darauf an, wie man etwas lernt, als darauf, was man lernt.
- II. Das Seminar sollte vier Jahreskurse haben und dem IV. Kurse nur wenig Unterrichtsstunden, dagegen Unterrichtsübungen und die Vertiefung des früher Erlernten zugewiesen sein.
- III. Dem Seminar müsste ein einjähriger Präparandenkurs vorausgehen. Dieser hätte das dem obersten Schuljahr Vorgeschriebene zu erweitern und zu vertiefen. Dazu kämen noch Musikvorbereitungen.
- IV. Die Methode dieser Vorübungen müsste streng elementar sein und logische Gliederung zeigen.
- V. An den Seminaren sollten vorzugsweise wissenschaftlich gebildete Lehrer wirken.
- VI. Die Stellung des Lehrerseminars müsste in jeder Hinsicht eine dem „Obergymnasium“ gleiche oder den technischen Fachschulen analoge sein.
- VII. Die Abgangsprüfung der Vorschule soll auch die Aufnahmeprüfung in's Seminar sein. Da die drei Unterkurse des Seminars ein organisches Ganzes bilden, fallen bei ihnen die Jahresprüfungen aus. Zum Uebergang vom III. in den IV. Kurs ist das Bestehen einer eingehenden Prüfung über den Stoffkreis der drei Kurse erforderlich. Die Abgangsprüfung ist Staatsprüfung, zum Nachweis der Befähigung zur provisorischen Uebernahme einer Stelle im Elementarlehramt und erstreckt sich auf den ganzen Lehrstoff des vierjährigen Seminarkurses mündlich und schriftlich in Verbindung mit Unterrichtsproben. Spätestens nach drei bis vier Jahren

ist die zur Erlangung einer Hauptlehrerstelle erforderliche Dienstprüfung zu machen.

- VIII. Die Seminarschule soll nicht etwa eine Volkselementarschule für bessere Stände oder eine öffentliche Volksschule im allgemeinen, sondern ein in der Seminartechnik stehendes Institut sein. Dabei ist keineswegs zu befürchten, dass sie geringere Leistungen aufweisen werde als der Volksschule vorgeschrieben sind, sie wird im Gegenteile Besseres leisten, wenn sie in richtiger Weise organisiert wird.*

24.

Nach den Mitteilungen derer, welche Berger näher standen, soll er noch eine Reihe von Anordnungen und Plänen in Aussicht genommen haben, aber die schon ohnehin umfangreiche Beschäftigung und die nicht mehr zurückzudrängende Erkrankung liessen ihn nicht mehr an ihre Ausführung herantreten.

25.

Nur den bei Lang in Tauberbischofsheim erscheinenden Kalender, Hebels „*Rheinländischer Hausfreund*“, dessen Mitbegründer Berger war, unterstützte er mit Beiträgen bis in das vergangene Jahr herein.

Darin erschienen namentlich die Artikel: *Vom Rheinländischen Hausfreund. Bei den Irgendheimern. Jungfer Gustave. Ein Jubiläum. Der brave Vetter. Ein Mittel gegen den Kirchenschlaf. Ein deutsches Wort. Wie Hebel Prälat wurde.*

26.

Im Jahre 1861 hatte sich Berger mit Fräulein Emilie Lubberger verhehlicht. Er lebte mit ihr in glücklicher Ehe und hinterliess acht Kinder.

Ein kleines Spiegelbild von dem häuslichen Glücke gibt folgendes Briefchen :

Ich kann dir keine Karte schreiben, sonst kann ich dir nicht sagen, dass ich dich lieb habe.

Es geht leidlich im Hause. Die Wohnung ist fertig und soll morgen vollends eingeräumt werden. Wir haben schon vergangene

Nacht drüben geschlafen und die Kleinen sind entzückt über die neue Einrichtung ihres Schlafzimmers.

Es sind alle wohl — gottlob — ihr doch auch? Schreibe mir auch bald wieder! Ich freue mich auf deine Rückkunft. Von allen Kindern Gruss und Kuss.

Karlsruhe, den 22. August 1880.

Diesem Briefe waren noch die Grüsse der Kinder, eigenhändig geschrieben, beigegeben:

Lieber Papa!

Es grüsst dich vielmal

dein . . .

Ich springe schnell herein, dass ich dir sagen kann „Papa bacio“.

Dein . . .

Ich lerne fleissig jeden Tag, damit du mit mir zufrieden sein kannst, wenn du kommst. Ich grüsse dich.

Dein . . .

Es kommt auch mit einem Grusse gerne dein . . . gelt!

Wir waren schon zweimal diese Woche im Bade. . . .

Lieber Papa!

Ich bin eben von einem Spaziergange zurückgekommen und schicke dir jetzt einen recht freundlichen Gruss.

Dein . . .

Ende gut, Alles gut, sagt Chalif al Mamin, und schickt den allerschönsten herzlichsten Gruss an alle Fr

Dein . . .

In einem Tagebuche vom Jahr 1869 steht die Stelle:

Die Husliteratur ist nun so ziemlich auf dem Platze — wollte Gott, der rechte Geist und die rechte Spannung wären ebenfalls immer zur Hand — aber wie mir die Hand jetzt an wenigen geschriebenen Zeilen krampfzig ist, so ist es auch zeitweilig mit dem Kopfe.

Der auch äusserlich imponierende Mann litt seit mehr als Jahresfrist an körperlichen Leiden bedenklichster Art; er täuschte sich über

dieselben hinweg, weil seine Natur noch ein Uebermass von Kraft fühlte und weil er nie gelernt hatte, schwach zu sein und sich nachzugeben.

In dem letzten Briefe an seine Gattin (29. August 1882) schrieb er:

Du fragst nach meiner Gesundheit — die ersten Tage hatte ich Kopfweh und Augenschmerzen, die letzten kolossalen Schnupfen und Katarrh, aber wunderbar genug, Kopf und Augen so, als hätte ich nie daran gelitten. Ich fühle mich sonst frisch und angeregt, aber alt, steinalt. Der Sommer und die Osterzeit scheinen mir hundert Jahre zurückzuliegen in nebelhafter Ferne.

Unermüdet, nie sich Ruhe gönnend, selbst die Ferien für seinen Beruf verwendend, musste er endlich die Rechte der Natur gelten lassen.

Mit dem Beginne des Jahres 1883 erfasste ihn die tückische Krankheit fester und heftiger, die er wohl schon lange mit sich herumgetragen hatte und der er auch am 5. Juni nach schweren Leiden erlag.

Ein langer, langer Zug Trauernder begleitete seine irdische Hülle zum Grabe, wo Herr Dekan Benz der tiefen Trauer Ausdruck gab:

„In gerechtem Schmerze werden heute viele Thränen geweint. Sie gelten dem Tode eines Mannes, der mit seltener Umsicht dem Berufe der Jugendbildung sich gewidmet. Wir haben zur Ruhe geleitet einen Mann, der überall in hoher Achtung gestanden und in erprobter Dienstreue das Vertrauen seiner Behörde genoss. Wir beweinen den Tod eines Mannes, der mit innigster Liebe an Frau und Kindern hing, der so unermüdet thätig war, seine Nachkommen zur Ehre Gottes und zum Segen der Menschheit zu erziehen.“

28.

In einer darauf folgenden Trauerfeierlichkeit, welche in der Aula der Anstalt gehalten wurde, sprach sich Professor Höchstetter über die Wirksamkeit des nun Verklärten aus:

„Dankbar anerkennen seine Schüler, was ihnen der Verewigte gewesen. Er war ein strenger, aber gerechter und liebevoller Vater, eben weil er seine Söhne zu tüchtigen Lehrern heranbilden wollte. Was er von ihnen verlangte, das verlangte er nicht für sich, sondern für seine Schüler. Wo er loben konnte, that er es gerne, wo er tadeln musste, geschah es in gerechtem Schmerze. Ich bin überzeugt, sie werden ihn nie vergessen, und je länger, je treuer sie in ihrem Berufe arbeiten,

um so besser werden sie erkennen, wie gut er es mit seinen Schülern gemeint. Darum wird sein Gedächtnis bei ihnen im Segen bleiben.

Aber unser Verklärter hat noch andere Schüler gehabt, die nicht nur drei, sondern über sieben Jahre seinen Unterricht genossen haben, und das sind wir, seine Mitarbeiter. Wenn alle seine Zöglinge so viel von ihm gelernt haben als wir, so haben sie sehr viel gelernt. Wir wollen ihn und uns nicht rühmen, aber es drängt mich, hier öffentlich davon Zeugnis zu geben, dass unser entschlafener Direktor ein echter und rechter Direktor gewesen ist, der wohl pünktlich die Vorschriften erfüllt haben wollte, aber stets nach den Forderungen des belebenden Geistes und nicht des tötenden Buchstabens. Wir waren in den acht Jahren unseres Zusammenseins ein Herz und eine Seele. Darum bleibt auch bei uns sein Gedächtnis im Segen, und so lange wir an dieser Anstalt wirken, werden wir thun, was in unseren Kräften steht, damit das stattliche Haus, dessen Baumeister er gewesen, nicht zerfalle, damit sein Geist in demselben auch ferner lebe und es wachse und gedeihe.

Dankbares Andenken bewahrt dem Entschlafenen auch unser badischer Lehrerstand. Für ihn, für die Schule hat, ich wiederhole, sein Herz geschlagen, ihm war seine Arbeit geweiht, indem sie dem Seminar geweiht war. Und je weiter, je tiefer seine Grundsätze Wurzel schlagen, um so treuer bleibt sein Gedächtnis, um so segensreicher wird es sein.

Und wenn unser Landesfürst, der den Entschlafenen schon im Jahre 1881 auszeichnete, wenn *Seine Königliche Hoheit der Grossherzog* den Hinterbliebenen schreibt, dass er das Ableben des Gatten und Vaters aufrichtig beklagt und in vollem Masse den schweren Verlust empfindet, welchen die von dem Verstorbenen geleitete Anstalt, so wie überhaupt das Schulwesen im Lande durch das so frühzeitige Abscheiden dieses ausgezeichneten Lehrers und Pädagogen erlitten haben: — bedürfen wir da noch weiter Zeugnis für die Bedeutung und die segensreiche Arbeit des Vollendeten?

Auf seinem langen Leidenslager hat der Entschlafene oft gewünscht, es möchten ihm nur noch zehn Jahre vergönnt sein, um zu bauen und zu vollenden. Wie wollte er da thätig sein! Als er fühlte, dass sein Wunsch wohl nicht in Erfüllung gehe, da hat er sich ergeben und seine Rechnung abgeschlossen. Seine letzten Wünsche waren Wünsche für das Gedeihen des Seminars und der badischen Schule. Allen seinen früheren und jetzigen Zöglingen, allen seinen Mitarbeitern, allen Lehrern lässt er durch mich Dank und letzten Gruss vermelden. Wir können

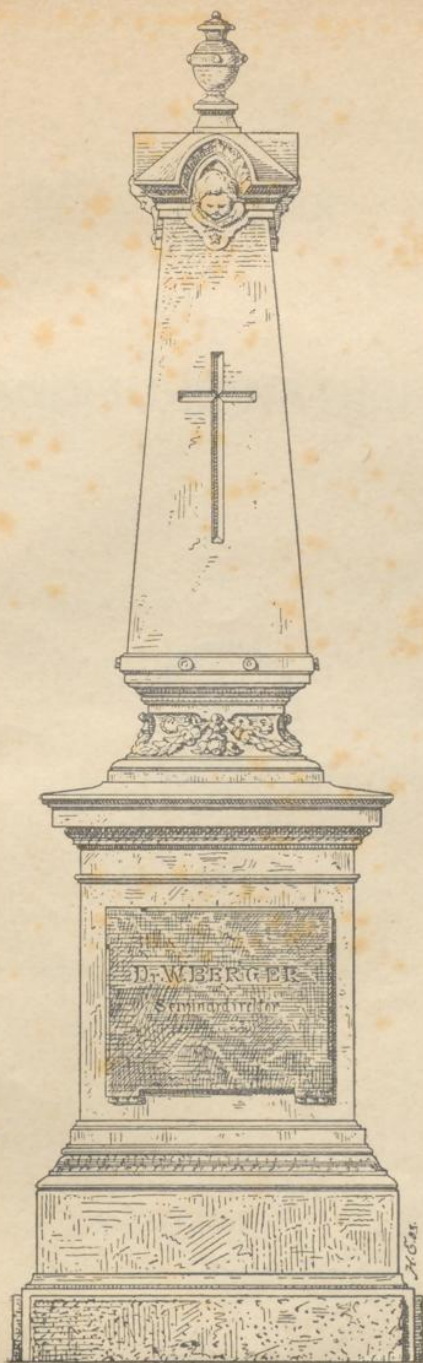
ihm mit Worten nicht mehr danken, wir wollen mit der That es thun und das wird dann der Gegengruss sein, womit wir ihn am besten ehren! Das walte Gott!“

29.

Bald nach dem Ableben Bergers entstand bei seinen zahlreichen Freunden, Bekannten und Zöglingen das Verlangen, dem verehrten und verdienten Schulmanne auch ein äusseres Zeichen der Erinnerung aufzustellen. Zur Leitung dieser Angelegenheit vereinigten sich die Seminarlehrer Höchstetter, Rastetter, Säger und Gageur. Namhafte Beiträge gingen ein. Daraus konnte ein grosses photographisches Bild Bergers erworben und ein nach dem Entwurfe des Zeichenlehrers Eyth ausgeführter und wohlgelungener Grabdenkstein aufgestellt werden. Dieser erhielt am 3. Februar d. J. in Gegenwart der Hinterbliebenen und Freunde des Verewigten, der Lehrer und Zöglinge der Anstalt durch Lied und Rede eine würdige Weihe.

Zudem hat sich noch eine Summe von ca. 400 Mark zu einer „Berger-Stiftung“ erübrigen lassen.





Bergers Grabdenkstein.



BEI